

Inreach

Dieses sperrige Wort meint den Blick nach Innen durch Supervision, Sensibilisierungsprozesse, Weiterbildung und gemeinsames (Ver-)Lernen. In der Auseinandersetzung mit dem kolonialen Erbe beschäftigen sich Museen mit Themen wie Diskriminierung, Rassismus, Diversität und Inklusion. Folgende Texte und Interviews zeigen auf, wie wichtig – und zugleich schwierig – Fortbildungen, Beratungsprozesse und ihre Reflexion in der musealen Arbeit sind. Im Text *Ich fände es schön, wenn sich Museen verletzlich zeigen!* spricht die Trainerin für Anti-Diskriminierung und Intersektionalität Hedda Ofoole Knoll in einem Gespräch mit Mariane Pöschel von der *Stiftung Stadtmuseum Berlin* über Herausforderungen und konkrete Empfehlungen für eine diskriminierungssensible Kulturarbeit. Lena Prabha Nising und Panda Sandra Ortmann berichten in ihrem Interview mit Daniela Bystron über die Themen ihrer zwei Workshops *Haltung zeigen*, die sich vor allem mit Exklusions- und Inklusionsmechanismen sowie diversitätsorientierten Prozessen in Museen beschäftigten und einen Raum für Reflexionen über den musealen Alltag geben.

»Ich fände es schön, wenn sich Museen verletzlich zeigen!«

Hedda Ofoole Knoll

Hedda Ofoole Knoll ist Expertin und Trainerin für Anti-Diskriminierung und Intersektionalität sowie Geschäftsführerin von tbd*, einem digitalen Netzwerk. Mariane Pöschel arbeitet bei der *Stiftung Stadtmuseum Berlin*. Gemeinsam sprechen sie über Herausforderungen für Museen und konkrete Tipps für eine diskriminierungssensible und kritische Kulturarbeit.

Mariane Pöschel: Wir kennen uns, weil Du am Berliner Stadtmuseum im Kontext der Diversitätsorientierten Organisationsentwicklung für eine Fort- und Weiterbildungsreihe zum Thema Anti-Bias einen Sensibilisierungsworkshop gemacht hast. Am Stadtmuseum befinden wir uns gerade in einem Öffnungsprozess und setzen uns mit Fragen von Zugänglichkeit und Diversität sowie der Haltung von Museen auseinander. Dafür sind wir Teil des 360°-Fonds für Kulturen der neuen Stadtgesellschaft der Kulturstiftung des Bundes und ergreifen zahlreiche Maßnahmen – darunter die Erhöhung der Diversitätskompetenz der Mitarbeitenden durch Workshops, wie Du sie bei uns durchgeführt hast. Bei unseren Workshops hast Du als Schwarze Trainerin mit einer mehrheitlich aus weißen Teilnehmenden bestehenden Gruppe gearbeitet. Wie funktionieren solche Seminare für Dich? Wo gibt es Grenzen bei einer solchen Gruppenzusammensetzung?

Hedda Ofoole Knoll: Ich nehme es so wahr, dass ich das nur bis zu einem gewissen Zeitpunkt in meinem Leben durchführen kann, weil ich dadurch dauerhaft getriggert werde. Diese Seminare geben auch Raum für Inspiration und Heilung, weil dort Dinge verarbeitet werden können. Ich kann mich äußern und in den Übungen mit den Teilnehmenden in den Austausch gehen. Das mache ich gerne auch von meiner Persönlichkeit her. Die Materia-

lien, die ich nutze, berühren mich emotional sehr. Die Beispiele sind keine trockenen Themen wie vielleicht bei einem Buchhaltungs-Workshop. Ich habe das Gefühl, dass gerade die emotionale Ebene solcher Sensibilisierungsworkshops an Institutionen noch nicht wahrgenommen wird. Themen wie Rassismus, Sexismus und andere »Ismen« können aber eben nicht wie andere Workshops einfach so abgehakt werden. Und ich kann da nur mich selbst schützen. Auf lange Zeit gebe ich mir persönlich eine Grenze, das ist ganz klar.

Mariane Pöschel: Im Kulturbereich gibt es große Unterschiede in der Vergütung, wenn es um Beratungsleistungen oder freie Arbeit geht. Was würdest Du Dir hier wünschen?

Hedda Ofoole Knoll: In anderen Bereichen sind Beratungsleistungen vollkommen normal und haben selbstverständlich ihren Preis. Für gewisse Leistungen gerade im Bereich der rassismuskritischen Bildungsarbeit und Sensibilisierung müssen sich angemessene Preise etablieren und Institutionen müssen erkennen, dass besonders diese Arbeit ihren Preis hat. Dazu müssen wir offen über die Preisgestaltung reden.

Mariane Pöschel: Veränderungen, die durch Sensibilisierungsseminare innerhalb der Belegschaft angestoßen werden, brauchen Zeit. Es geht dabei im Kern um die Frage, wie die Haltungen der Mitarbeitenden die Produkte prägen. Wer erstellt eigentlich Ausstellungen? Mit welchem Blick wird gearbeitet? Wie erlebst Du gerade die Kulturszene?

Hedda Ofoole Knoll: Für mich fängt das schon direkt am Eingang an. Wenn ich als Besucherin das Gefühl haben muss, irgendwie bestimmt gekleidet zu sein oder mich benehmen zu müssen, damit ich ein Museum besuchen darf. Ich wünsche mir hier einen Wandel in der deutschen Kulturszene, der zu mehr Lockerheit führt. Gerade in Berlin können wir von Bereichen der Kunst wie Tanz oder Graffiti lernen. Die Räume müssen sich öffnen. Es ist gerade das Schöne, dass Museen Orte sein könnten, an denen wir uns begegnen, aber das funktioniert nicht, wenn Menschen das Gefühl haben, sie müssten sich für einen Besuch verstellen.

Mariane Pöschel: Es geht also auch erst einmal um die Frage von Willkommenskultur im Museum: Wie treten wir auf, wenn Menschen zu uns kommen? Wie begrüßen wir Menschen?

Hedda Ofoole Knoll: Ja, es geht mir um das Gefühl, das mir als Besucherin vermittelt wird; Blicke von Angestellten, sodass ich den Eindruck bekomme, ich solle ja nichts anfassen. Gerade in Bezug auf das Erscheinungsbild passiert eine Einteilung von Menschen. Solche Bereiche zum Beispiel zu öffnen für junge Leute mit Migrationsgeschichte, die sich einfach etwas dazu verdienen möchten. Ein diverses Team, das auf die Bedürfnisse der Besuchenden eingeht und auch direkt zu Beginn des Besuchs mit einem kleinen Snack oder Tee das Eis bricht.

Mariane Pöschel: Wenn ich es als Besucherin über die Eingangsschwelle geschafft habe und mir eine Ausstellung ansehe, dann geht es auf einer weiteren Ebene um die Geschichten, die erzählt werden, und die Perspektiven, die eingenommen werden. Was fehlt Dir hier noch?

Hedda Ofoole Knoll: Es müssen neue Zugänge geschaffen werden. Ich habe vor einiger Zeit eine Tanzperformance einer trans*Person im Museum gesehen und war davon total begeistert. Ich finde besonders die Kombination von Museum und anderen Kunstformen wichtig. Es braucht mehr Raum an Museen, um die Emotionalität und den Schmerz, den Betroffene spüren, wenn es um diskriminierende Strukturen in der Geschichte geht, zu verarbeiten. Die Betrachtung von Objekten mit kolonialen Kontexten macht etwas mit mir. Wo kann ich dann als Besucherin hin mit meinen Gefühlen? Künstlerische und partizipative Zugänge können hier Räume ermöglichen. Zusammen können Formen des Umgangs mit der eigenen Emotionalität entwickelt werden. Aber auch eine entsprechende wissenschaftliche Kontextualisierung ist wichtig. Selbst wenn es wenig Informationen zu Objekten gibt, müssen diese dennoch kenntlich gemacht werden. Es sollte offengelegt werden, dass sich das Museum mit Kolonialismus auseinandersetzt – auch wenn es erst am Anfang steht. Dabei geht es besonders um die Kommunikation nach außen. Wenn mir als Betroffene das Gefühl gegeben wird, dass sich das Museum öffnet und positioniert, ist das total super. Einzugestehen, dass es in der Vergangenheit Leerstellen und auch Fehler in der Aufarbeitung von Kolonialismus gab, diese aber jetzt angegangen werden, wäre ein Signal für das Publikum. Dabei geht es auch immer um die Fragen von Kontinuitäten. Was haben die Diskussionen mit mir heute zu tun? Wie kann ich mich heute in einem Museum bewegen? Es braucht auch Angebote zum Entspannen. Wenn ich in ein Museum gehe, kann ich dann auch meine Schultern fallen lassen und mich entspannen? Wer zieht seine Schultern bei einem Mu-

seumsbesuch zusammen und wer kann sie entspannen? Also mit welchen Geschichten und Darstellungen sind Betroffene konfrontiert? Wie können wir es schaffen, dass sich mehr Menschen entspannen können? Natürlich können nie alle Besuchenden erreicht werden, aber es immerhin zu versuchen mit Methoden und unterschiedlichen Herangehensweisen, das wäre ein Ziel.

Mariane Pöschel: Ich finde das ist ein schönes Bild: Also wahrzunehmen und anzuerkennen, wie Menschen ins Museum kommen und was der Besuch mit den jeweiligen Menschen macht und wo auch Trigger sind. Wer nimmt welche Darstellungen auf welche Weise wahr? Am Stadtmuseum laufen gerade unterschiedliche Prozesse: Wir haben bereits über die Sensibilisierungsworkshops gesprochen. Es finden in den Sammlungen Diskussionen zur Dokumentation von Objekten und zum Umgang mit diskriminierenden Begriffen statt. Diese Entwicklungen und Diskussionen sind aber für die Öffentlichkeit bisher von außen nicht immer sichtbar.

Hedda Ofoole Knoll: Ich finde es gerade in Bezug auf koloniale Objekte wichtig, viel zu kommunizieren. Es geht darum, deutlich zu machen, dass sich das Museum auf einem Weg befindet, auch wenn noch keine endgültigen Ergebnisse erreicht sind. Es sollte deutlich gemacht werden, dass dieser Weg noch lang ist und ein Umdenken erfordert. Eine Verletzlichkeit auch in diesem Bereich ist wichtig. Natürlich ist das erst einmal unangenehm und fühlt sich auch für die Mitarbeitenden nicht gut an, aber es geht um das Ausprobieren und Wagen von neuen Prozessen. Die Einbindung von Betroffenen sowohl auf der Ebene der Beschäftigten am Haus, der freien Mitarbeitenden, aber auch der Besuchenden ist wichtig.

Mariane Pöschel: Viele Anstöße zur Beschäftigung mit kolonialen Objekten und rassistischen Darstellungen kamen ja gerade auch von Besuchenden. Die Anmerkungen des Publikums zeigen, welche Bedürfnisse es gibt.

Hedda Ofoole Knoll: Im Bereich von Social Media wird viel mit Content- oder Trigger-Warnungen gearbeitet. Dies wäre auch ein Werkzeug für Museen. Gerade, wenn es um Inszenierungen von Ausstellungsobjekten geht. In Räumen, in denen viel Schmerz passiert, wäre ein solcher Hinweis hilfreich und ein erster Ansatzpunkt. Inzwischen gibt es dazu so viele Vorlagen online, dass Museen hier schnell eine Formulierung finden können.

Mariane Pöschel: Am Stadtmuseum sind Teile unserer Sammlung für die Öffentlichkeit online zugänglich. Hier finden sich auch Objekte mit kolonialen Bezügen. Insbesondere da, wo aktuell rassistische Bildmotive und Begrifflichkeiten unkommentiert gezeigt beziehungsweise benannt werden, sehen wir besonders dringlichen Handlungsbedarf. Was würdest Du uns hierbei mit auf den Weg geben?

Hedda Ofoole Knoll: Es ist verständlich, dass der Umgang damit oftmals Unbehagen auslöst. Ich fände es schön, wenn sich Museen hier aber auch verletzlich zeigen und die Situation annehmen. Ich glaube daran, dass, wenn es einen transparenten Umgang gibt, man am Ende ganz viele Menschen damit anspricht und erreicht, die dafür dankbar sind. Ich würde mich auf diese Menschen fokussieren und nicht auf die »Hater« sozusagen.

Mariane Pöschel: Bei der Vielzahl an Objekten, die wir haben, geht es auch darum, welche Geschichten damit erzählt werden können und welche nicht. Und wie können solche Leerstellen identifiziert werden?

Hedda Ofoole Knoll: Auch hier kann ich Euch nur ans Herz legen, mit der Kunstszene in Austausch zu gehen und diese natürlich zu bezahlen. Junge Menschen, die Lust haben, mit Museen zusammen zu arbeiten, zu fragen, was sie interessiert. Welche Geschichten möchten sie erzählen und welche Themen reizen sie? Und sich auch hier wieder Erfahrungen von Mehrfachdiskriminierungen bewusst zu sein. Es geht nicht um die Geschichten von denjenigen, die die Narrative seit Jahrzehnten prägen – es braucht einen frischen Wind. In der Kultur meines Vaters gibt es die Tradition des Geschichtenerzählens am Abend unter einem Baum. Es gibt so viele unterschiedliche Möglichkeiten des Erzählens. Sich also zu fragen, wie Geschichten eigentlich erzählt werden könnten. Was kann hier von unterschiedlichen Kulturen gelernt werden und dabei geht es ganz klar nicht um kulturelle Aneignung, sondern Wertschätzung und Perspektivwechsel.

Mariane Pöschel: Es geht also auf der einen Seite darum, unterschiedliche Zugänge zu Geschichten zu finden, aber auch die Präsentationsform zu hinterfragen. Hier ist es wichtig, die Sprecher:innen-Rolle zu reflektieren. Wer darf eigentlich sprechen im Museum und wer nicht?

Hedda Ofoole Knoll: Ja und auch hier wieder in den Austausch mit den Gäst:innen zu gehen – ich nenne jetzt nicht mehr Besuchende, sondern Gäst:innen. Die Emotionalität der Gäst:innen und die Eindrücke sollten

aufgenommen werden. Denn gerade in Ausstellungen geht es so viel um Emotionen, die gerade durch den Austausch mit anderen reflektiert werden können.

Mariane Pöschel: Wir haben auch über die Frage von Zugängen gesprochen. Themen rund um Inklusion und Diversität werden gerade in der Öffentlichkeit viel diskutiert. Hier geht es besonders auch um die Verantwortung, die Museumsmachende gegenüber ihrem Publikum haben. Gerade bestehen aber noch Lücken für eine wirklich intersektionale Herangehensweise. Wie schätzt Du die aktuellen Diskussionen ein?

Hedda Ofoole Knoll: Auch hier würde ich sagen, dass besonders der Austausch mit Externen wichtig ist: gerade den Aktivist:innen und Menschen, die sich schon lange mit diesen Themen auseinandersetzen, zuhören! Bezahlte Kooperationen zu unterschiedlichen Schwerpunkten von Intersektionalität könnten eine Möglichkeit sein. Dabei sind Kontinuitäten ganz wichtig – gerade was Workshop-Formate, aber eben auch Kooperationen und Austausch mit anderen Institutionen und Vereinen angeht. Wie können Museen anderen zur Seite stehen? Die ganze Beschäftigung mit Themen rund um Fragen von Intersektionalität und Zugängen soll am Ende zu etwas ganz Neuem führen. Ich glaube, wenn sich etwas anfängt zu ändern, tritt am Ende ein Effekt für alle ein. Es geht um den übergeordneten Gedanken, dass diese Prozesse Innovation bedeuten. Lasst das zu – seid offen und versteht, dass dieser Weg am Ende zu mehr Verständnis untereinander führt. Wenn es diese Offenheit gibt und einen Willen zur Transformation, dann wird das einen Mehrwert für alle haben. Für mich ist das eine Vision mit dem übergeordneten Ziel einer offenen Gesellschaft. Dabei spreche ich natürlich nicht von morgen oder den nächsten Jahren – das ist ein langfristig angelegtes Ziel.

Mariane Pöschel: Vielfach geht es bei Mitarbeitenden und Beteiligten auch um Ängste entweder etwas falsch zu machen oder sich nicht richtig am Prozess beteiligen zu können beziehungsweise sich von neuen Entwicklungen ausgeschlossen zu fühlen. Dazu kommt auch die Angst vor Machtverlust und die Frage nach der eigenen Position.

Hedda Ofoole Knoll: Ich finde der Prozess des Abgebens sollte ebenfalls neu interpretiert werden. Macht abgeben kann auch etwas Angenehmes sein. Brauche ich wirklich diese 40-Stunden-Woche oder reichen mir auch 30 Stunden, die dazu führen, dass ich ein lebenswerteres Leben habe und

die 10 Stunden eventuell einer Studierenden helfen kann, das Studium zu finanzieren? Wie kann ich in meinem Job Verantwortung übernehmen und auch andere unterstützen? Wie können durch flexiblere Arbeitsmodelle auch Menschen an der Arbeit in Museen partizipieren, die es bisher nicht tun? Gerade die Chance öffentlicher Orte sollte aber doch die Begegnung und die Möglichkeit des Austausches sein. Wenn wir das schaffen, haben wir schon viel erreicht.

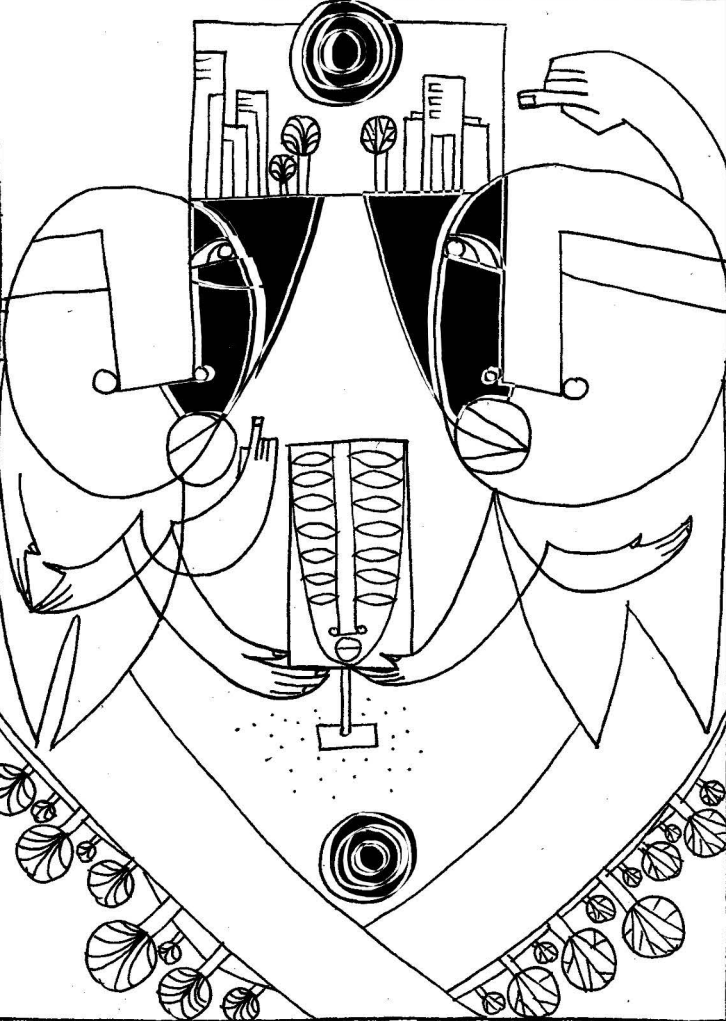
Mariane Pöschel: Ich finde den Gedanken, die große Vision als Motivation in den Vordergrund zu stellen, hilfreich. Also weniger auf das Defizitäre zu gucken, auf das, was nicht funktioniert, sondern auf die Frage, wie wir aktiv unseren Prozess gestalten wollen. Und dabei die Frage nach der Gesellschaft, in der wir leben wollen, im Hinterkopf zu behalten.

Hedda Ofoole Knoll: Genau – und dabei auch versuchen, innovativ zu denken und sich Hilfsmittel zu suchen, beispielsweise durch neue digitale Präsentationsformen. Und das Zweite ist, in den Austausch zu gehen mit Menschen und Institutionen aus Ländern, die unter dem Kolonialismus leiden mussten und immer noch leiden. Auch hier geht es um die Ansprache und Anerkennung von Unrecht. Auch wenn aktuelle Museumsmitarbeitende die problematischen Objekte nicht immer selbst gesammelt haben, ist es wichtig, sich hier der eigenen Verantwortung bewusst zu werden. Und gleichzeitig muss es auch hier Raum geben für die Beschäftigten, für ihre Emotionen und Fragen.

Kunst und Kolonialismus

Illustration: patricia vester | @patriciavester.illustrations

ADINKRAHENE



symbol
for authority, leadership and charisma
King of the Adinkra symbols

